

Leseprobe aus:

**Nora Melling**

# Schattenblüte. Die Wächter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).



BESSER NOCH ALS DER TOD IST DAS LEBEN. Auch wenn es manchmal mehr schmerzt, als mit bloßen Füßen über Glasscherben zu laufen.

Und manchmal, da ist es einen Moment lang wunderschön, so wie jetzt. Unwirklich, wie aus der Zeit gerutscht.

Lars, mein Lars, hat mich hergebracht, natürlich. Der Wald ist immer noch ein Teil von ihm. Er hat mir diesen Platz am Tegeler See gezeigt. Unter den Bäumen verborgen sehen wir den Menschen zu, die sich am gegenüberliegenden Ufer versammelt haben, um das neue Jahr zu begrüßen. Fröhlich feiern sie der Mitternacht entgegen. Wir beide freuen uns nicht über das neue Jahr, wir brauchen es verzweifelt. Das alte Jahr war zu überladen mit Kummer und Angst, dass wir es noch einen Tag länger ertragen hätten.

«Noch sechs Minuten», raunt er mir zu. Pudriger Schnee nistet in seinen Haselnusshaaren, dass er aussieht wie mit Sternstaub beglänzt. Und ich fühle seinen warmen Atem über meine Wange streichen. Thursen. Ungeduldig drehe ich den runden Silberanhänger, der um meinen Hals hängt, zwischen den Fingern, sein Weihnachtsgeschenk. Auf der Rückseite ist «Thursen» eingraviert. Doch das weiß außer uns niemand. Thursen war Lars' Wolfsname. Auch wenn er jetzt kein Werwolf mehr sein kann, wird Lars für mich immer Thursen bleiben.

Vom anderen Seeufer steigt eine Rakete auf, malt zischend einen Bogen in die Nacht. Lässt den Himmel blau

funkelnde Tränen weinen, die herabregnen, ehe sie stumm verglühen.

Noch nicht.

Thursens braune Augen sehen mich an. Er lächelt ein halbes Lächeln, nickt mir aufmunternd zu. Noch sechs Minuten, dann ist das alte Jahr endlich vorbei.

Mit dem Rücken lehnt er am Stamm einer Fichte. Wir warten. Die Augen wieder geschlossen, den Kopf angelehnt, fallen seine schneefeuchten, kinnlangen Haare zurück. Seine Arme, seine schlanken, grau ummantelten Arme, hat er um mich geschlungen, hält mich. Der Duft nach Baumharz und modernden Blättern ist ganz schwach in der Kälte. Der Wald schläft seinen Winterschlaf. Ich vermisse das Rascheln der Eichhörnchen, das Platschen der Enten und Blässhühner am Seeufer, die Frösche. Da ist nichts. Nur heimliches Knistern des Herbstlaubes unter dem dünnen Schnee. Und die Wildschweine, die immer und überall vorhandenen Wildschweine, beobachten uns bestimmt von irgendwoher. Wir warten. Böllerschüsse, die immer öfter vom anderen Seeufer herübertreiben, zerknallen die Stille.

Thursen hält mich fester, ich lege ihm die Hand in den Nacken und ziehe sein Gesicht zu mir. Vorfreude lässt mein Herz schneller klopfen, als sein lächelnder Mund meinem immer näher kommt. Er schmeckt nach all dem, was wir zusammen durchlebt haben. Trauer. Angst. Verlust. Wir küssen uns lange, das letzte Mal vielleicht in diesem verdammten Jahr, denn das neue, frische Jahr ist nur noch ein paar Atemzüge weit entfernt.

Als der Kuss endet, lasse ich meine Taschenlampe kurz aufflammen und leuchte auf meine Uhr.

Noch drei Minuten.

«Hast du die Rakete?», fragt er.

Ich verschränke meine Hände mit seinen und nicke zu der Plastiktüte, die ich neben seinem Rucksack auf den Boden gestellt habe.

Kleine, schneeverborgene Ästchen knacken unter unseren Schritten, als wir ganz nah zum Wasser gehen, um die Rakete aufzustellen. Thursen hat in seinem Rucksack eine leere Flasche mitgebracht. Er schraubt sie zwischen die halbverwesten Blätter, bis sie einen sicheren Stand hat. Dann hole ich die Rakete aus der Tüte. Ich habe sie mit schwarzem Papier beklebt. Es klonkt leise, als wir beide gemeinsam – was wir vorhaben, ist nichts, was man allein tut – den eckigen Raketenstab in die Öffnung rutschen lassen. Und dann hocke ich mich hin und befestige den Zettel, auf den ich all meinen Kummer geschrieben habe, am Raketenkörper. Reiche den Klebefilm weiter an Thursen.

Denn heute nehmen wir endlich Abschied. Ich von meinem Bruder, der in diesem letzten verfluchten Jahr viel zu früh gestorben ist. Und Thursen von seiner Mutter, die mit dem Sterben nicht warten konnte. Die sich selbst getötet hat.

Beide konnten sie nichts dafür und haben uns doch hier zurückgelassen und ein viel zu großes Stück unserer Seelen mitgenommen. Thursens Hand zittert, als er seinen Zettel an die Rakete klebt. Ich hocke, balanciere wacklig auf meinen Fußspitzen und lasse das alte Jahr ein letztes Mal an mir vorüberziehen. Es schneit noch immer. Der Wald ist düster und stumm, regt sich nicht, als sei er im Stehen gestorben. Wo sind die Eichhörnchen, die Spechte, die Meisen? Nur der Mond schwebt still über uns und sieht uns zu.

Mit vor Kälte steifen Beinen richte ich mich auf. Am anderen Seeufer, auf der Greenwichpromenade, haben sich mittlerweile noch mehr Menschen versammelt. Sie scheinen mir unendlich weit entfernt. Fremde Gestalten umarmen sich,

klopfen sich gegenseitig auf den Rücken. Sie wirken wie in einem Stummfilm, wenn sie lachend die Köpfe zurückwerfen, und hier hört man nichts. Wir sind entrückt wie auf einer Insel, denn dies ist unser Abschied. Trotz der Kälte werden meine Hände feucht. Gleich ist das Jahr vorbei.

Dann endlich, endlich läuten die Glocken von Tegel herüber. Klingen im Rhythmus meiner Herzschläge, und ich weiß, das schlimmste aller Jahre ist vorbei.

Thursen greift nach meiner Hand, und gemeinsam halten wir das Feuerzeug unter die Zündschnur. Als sie anfängt, Funken zu sprühen, weichen wir schnell zurück.

Neues Jahr.

Die Rakete steigt auf und nimmt unsere Trauerzettel mit sich. Wir halten uns beide, sehen zu, wie der schlimmste Kummer, die größten Sorgen fauchend hoch hinauf in den Himmel getragen werden und dort mit einem Knall zu blutroten Sternen zerplatzen. Zu nichts werden.

Wir sind frei.

«Ich liebe dich, Thursen.» Ich fühle Tränen auf meinen Wangen und sehe ihn nicht an. Leise flüstere ich es über den spiegelglatten See, der jetzt die tausend Funken der Feuerwerkskörper, die sie von der Greenwichpromenade aus zünden, reflektiert. Raketen, hübsch und bunt, die so viel weniger bedeuten als unsere.

Und Thursen hat es doch gehört. «Ich dich auch, Luisa.» Seine Hand streicht mir, ohne meine loszulassen, über die Wange. Eisig vom Winterwind und doch sanft, verwischt er meinen Kummer. Der Wind trägt uns den bitterscharfen Geruch von verbranntem Schwarzpulver zu. Ich höre Thursens Atem, auch er ringt mit dem letzten Schmerz. Dann küsst er mich kurz und leicht, lässt mich los. Geht ein paar Schritte, um etwas aus seinem Rucksack zu nehmen. Zwei Gläser,

zwei schlanke Sektkelche, die er mir zum Halten gibt. Und eine Flasche aus grünem Glas. Ich bemühe mich, nicht zu sehr zu zittern, während er einschenkt. Was in die Gläser fließt, klar wie flüssiger Bernstein, sprudelt nicht. «Was ist das?»

Er lächelt. «Heller Traubensaft. Das, woraus Sekt gemacht wird.»

Ich verstehe. Kein Sekt. Kein Alkohol, der den Geist verschleiert. Keine Beruhigungsmittel. Keine Drogen. Keine Verwandlung in ein Tier, nie mehr. In diesem neuen Leben, das jetzt beginnt, werden wir jede Sekunde bewusst erleben. Jeden Schmerz, der noch kommt, werden wir aushalten. Aushalten können, denn so schlimm wird es nie wieder sein.

«Auf unser neues Leben», sagt Thursen.

Ich lächle zurück, voller Vorfreude, auch wenn meine Zähne vor Kälte aufeinanderschlagen. «Auf das normale, alltägliche Leben. Mit Schule und Hausaufgaben. Mit der Familie am Esstisch. Auf das neue Leben, in dem Sterben nur im Fernsehen vorkommt.»

Wir stoßen an. Süß und eisig gleitet der Saft meine Kehle hinunter und lässt mich schauern.

Sein Blick bannt mich. Mit meinen Fingerspitzen fahre ich über seine Wangen. Fühle die von der Kälte raue Haut, die ersten kratzigen Bartstoppeln nach diesem langen Tag.

Thursen, den blassdunklen Werwolf, den glaubte ich zu kennen. Jetzt, als Mensch, hat er seine Farben zurück. Seine Haare sind wie vor seiner Wolfszeit dunkelblond und seine Augen braun.

Er ist mir fremd und vertraut zugleich, als würde ich ihn schon mein ganzes Leben lang kennen und wäre ihm doch gerade erst begegnet.

Seine Lippen fangen meine Fingerspitzen für einen flüchti-

gen Kuss. Er lächelt. «Wir fangen neu an, okay?», flüstert er. «Kein Sterben mehr, kein Verstecken, keine schwarzen Gedanken. Nur vorwärtsgucken.»

Nicht zweifeln. Wir schaffen es. Weil wir zusammengehören. Weil wir ein Recht darauf haben, endlich sorglos sein zu können. Und verliebt. Ehe ich ihm etwas davon sagen kann, nimmt er mir das leere Glas aus der Hand und küsst mich. Dass er jetzt mein Glas hält, ist gut, denn so habe ich die Hände frei. Kann meine Arme um seinen Hals schlingen, ihn an mich ziehen und ihm seinen Kuss zurückgeben. Kann mich an seinen Mantel schmiegen, der seinem alten so ähnlich sieht. Der Mantel war mein Weihnachtsgeschenk an ihn. Ich habe ihn auf dem riesigen Sonntagsflohmarkt an der Straße des siebzehnten Juni gefunden. An einem der Ständer hing er und sah aus, als sei Thursen da gewesen und habe ihn dort nur vergessen. Außen ist er wie Thursens alter Mantel, dunkelgrauer Wollstoff. Aber das Futter ist nicht nebelgrau, sondern bunt, schillernd, voller Farben.

Ich schiebe meine Hände unter seinen offenen Mantel. Wage mich dann weiter vor, lasse meine Hände unter seinen Pullover gleiten und genieße seine warme, glatte Haut. Als er meine Finger spürt, fühle ich, wie er zurückzuckt, ganz kurz nur. Dann atmet er wieder gleichmäßig, aber ich habe es trotzdem bemerkt.

«Was ist?», frage ich. Erstarre in meiner Bewegung. Mag er nicht mehr angefasst werden?

«Kalt.» Er lächelt, zieht die Schultern hoch, als wollte er ganz in seinen Mantel kriechen.

«Tut mir leid.» Ich nehme meine Hände weg, hauche hinein und reibe sie aneinander.

«Ich bin selbst schuld», sagt er und kniet sich vor seinen Rucksack.

Ich reibe fröstelnd meine Oberarme und sehe zu, wie er die Gläser und die Flasche sorgsam verstaut. «Wieso?»

«Hier am See ist es arschkalt», sagt er, während er den Rucksack zumacht. «Und ich bringe Saft mit. Ich hätte lieber Glühwein einpacken sollen.» Er richtet sich auf, wirft sich den Rucksack, in dem die Gläser leise klirren, über die Schulter und kommt wieder zu mir. Streicht mir mit dem Finger sanft über die Wange.

Diesmal zittere ich. Die Berührung hinterlässt eine eisige Spur in meinem Gesicht. «Deine Hände sind auch nicht viel wärmer.»

Er nimmt mich bei den Schultern und lehnt seine Stirn an meine. «Gehen wir zu mir», sagt er. Atmet hauchfeine weiße Wölkchen in die Winternacht. «Wir beide brauchen jetzt sofort etwas Heißes zu trinken.»

Ich nicke und küsse ihn. Er erwidert meinen Kuss und lächelt mir zu, denn er weiß, dass ich damit nicht nur zu einem heißen Tee ja gesagt habe. Wir beide wissen schon lange, wie unser neues Jahr beginnen soll. Wir wollen unsere Liebe feiern, denn sie ist das Wichtigste, was wir haben im neuen Jahr. Diesmal werden wir nicht im letzten Moment voneinander davonlaufen, weil wir noch viel zu viel mit uns selbst zu tun haben, um uns auf den anderen ganz einlassen zu können. So lange haben wir gewartet auf die Nacht, unsere Nacht, in der wir die Seele endlich frei haben nur für uns zwei. Die Nacht, in der wir unsere Sorgen in den Himmel schießen. Die Neujahrsnacht.

Heute Nacht.

Jetzt.

Ich schließe die Augen und sehe Thursens Zimmer vor mir. Unbetreten und unverändert nach seinem Verschwinden, kehrt jetzt ganz langsam das Leben in den Raum zurück. Stifte



und Hefter liegen auf dem Schreibtisch. Da ist das getragene T-Shirt über dem Stuhl, in dem noch sein Duft hängt. Der Raum wacht auf wie eine Schildkröte, die nach langem Winterschlaf vorsichtig Kopf und Beine aus dem Panzer streckt. An der Wand hängt ein Posterkalender, und auf seinem Bett liegt eine neue Überdecke. Vor ein paar Tagen erst haben wir dort gesessen, aneinandergeschelt, und Musik gehört. Bis ich gegangen bin. Wieder einmal.

«Und?»

Als ich die Augen öffne, sehe ich ihn und nur ihn. Mir ist einen Augenblickssplitter lang, als sei ich noch dort, auf seinem Bett, ahne seinen Geschmack auf meiner Zunge und spüre ein sehnsüchtiges Echo von seinem Arm um meine Schultern. «Hört sich gut an.»

«Dann komm.» Er tupft mir einen Kuss auf die Nasenspitze und hält mir seine Hand hin. Ich greife sie und fühle sie fast gar nicht, so taub sind meine Finger. Hand in Hand machen wir uns auf den Heimweg.

Ich kann die dunklen Baumstämme erkennen, aber nicht den Weg dazwischen. Doch Thursen bewegt sich sicher wie am Tag. Es ist, als seien die Wälder ein Teil von ihm. Nicht nur der Grunewald. Seit er wieder bei seinem Vater wohnt, ist er auch im Tegeler Forst, hier im Norden Berlins, zu Hause. Manchmal kommt es mir vor, als würde der Wald zu ihm sprechen, in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Thursen bewegt sich darin so selbstverständlich wie die Rehe, die Füchse. Nie zögert er, nie sucht er seinen Weg, scheint immer zu spüren, in welche Richtung er muss. Ich weiß nicht, wie er es macht. Ich vertraue ihm einfach und versuche zu folgen.

«Immer noch so kalt?», fragt er mich.

Ich nicke. Wir gehen rasch, doch es hilft nichts. Mir wird nicht wärmer. Überall, wo meine Haut nicht vermummt ist,

beißt mich die Winterkälte mit spitzen, eiskleinen Zähnen wie ein lästiges Tier. Drängt sich durch meine Jacke und malt Gänsehaut auf meinen Rücken. Thursen bleibt stehen, nimmt meine Hände in seine und haucht hinein. «Besser?»

Es fühlt sich gut an, wie eine winzige Sommerwolke, aber das bisschen Wärme bleibt an den Fingern hängen und dringt nicht bis zu meinem Körper vor.

Thursen lächelt mich aufmunternd an, legt den Arm um mich und zieht mich an sich. Arm in Arm gehen wir weiter. Doch mit einem Mal bleibt er stehen, als sei die Luft aus Glas.

«Was ist?», frage ich.

Ein paar Sekunden verharrt er regungslos wie ein verhoffendes Wild, atmet tief und langsam und lauscht in den Wald hinein.

Dann erwacht er aus der Starre.

«Ich weiß nicht», stößt er hervor. Nimmt wieder meine Hand und zieht mich hinter sich her, schnell, als sei er auf der Jagd. Nach links führt er mich, über verschneite Herbstblätter, die holprigen Boden bedecken. Dann mitten durch kahles Gestrüpp. Bestimmt haben wir längst den befestigten Weg verlassen. Dürre Äste von rechts und links greifen nach meinen Haaren wie Hexenfinger. Zerren an mir. Schaben über meine Jacke, wollen mich halten. Kratzer brennen auf der kalten, bloßen Haut meiner Hände. Doch Thursen kehrt nicht um. Nimmt keinen anderen Weg. Er wird nicht einmal langsamer. Fühlt er denn seine eigenen Schrammen nicht?

«Was suchst du?» Ich ziehe meine Hand aus seiner, fange rasch einen Zweig, den Thursen zur Seite gebogen hat, bevor er mir ins Gesicht schnellt.

«Thursen?»

Er hört nicht. Wie ein Raubtier, das Fährte aufgenommen hat. Doch das ist er nicht mehr. Er ist ein Mensch.

«Lars?», versuche ich seinen richtigen Namen. Laut diesmal.

Er nimmt mich trotzdem nicht wahr. Tritt mit unvermindert schnellen Schritten aus dem Unterholz heraus auf eine Lichtung. Ich folge ihm über den unebenen Boden, knistern des, fahles, schneebedudertes Wintergras unter den Füßen. Rechts ist ein Wildfutterplatz. Die Rehe, die dort wohl eben noch fraßen, stehen steif wie ausgestopft. Sie starren mit erhobenem Kopf zu uns herüber, angespannt, fluchtbereit. Der Werwolf Thursen hätte sich bestimmt unentdeckt angeschlichen, aber jetzt, wo er Mensch ist? Natürlich haben die Rehe uns bemerkt. Thursens Schritte sind immer noch geschmeidig, aber nicht mehr werwolfeise. Er knistert im Laub, tritt auf knackende Äste. Und mein Getrappel hört man sowieso. Ich bleibe stehen, beobachte fasziniert die scheuen Tiere. Ein ferner Silvesterböller lässt ihre Ohren zucken, aber sie halten den Blick, ganz zitternde Wachsamkeit. Thursen ist schon ein Stück voraus, taucht auf der anderen Seite der Lichtung zwischen die Stämme. Dann ist er verschwunden im Walddunkel. Ich laufe ihm nach, zwischen die Bäume. Hab ich ihn verloren? Dann, ein paar Schritte weiter, entdecke ich ihn. Er ist stehen geblieben neben einem mächtigen, finsternen Baum und flucht leise. Ich bin neben ihm, noch ganz atemlos. «Wo willst du denn hin?», japse ich. Entdecke, warum er flucht. Hier geht es nicht weiter. Meine Finger tasten an dem glatten Draht vor mir entlang, der auf Brusthöhe gespannt den Weg versperrt. Nicht nur ein Draht. Ein Wildzaun aus Knotengitter, aufgestellt, um eine Schonung junger Bäume vor dem Hunger der Rehe zu schützen.

«Holst du mal die Taschenlampe aus meinem Rucksack?», fragt Thursen. Er stützt seine Hände gegen einen der geviertelten Stämme, die als Zaunpfahl dienen. Ich trete hinter

ihn, taste nach dem Verschluss des Rucksacks und öffne die Klappe.

«Tut mir leid, Luisa», sagt er zu dem Zaunpfahl vor ihm.  
«Ich muss was klären. Ich hoffe, ich irre mich.»

«Ich dachte, du hängst mich ab.» Unter den Gläsern, die klirrend aneinanderstoßen, finde ich die metallene Stablampe und reiche sie ihm.

«Es wäre besser, wenn du jetzt nicht hier wärst.» Er schaltet die Lampe ein, und dort, wo er hinleuchtet, bekommt der Wald Farbe. Die Zweige der Nadelbäume erscheinen jetzt grün statt dämmernd schwarz. Ein Stück weit hinter dem Zaun wachsen dicht an dicht junge Tannen. Thursen lässt den Lichtkegel den Zaun entlang wandern. Rechts, da hängt langes Gras im Draht. Weiter schickt er das Licht, am gespensterkahlen Holunderbusch vorbei bis zur Eiche. Auch dort ist kein Durchkommen.

«Verdammt!», flucht er.

Er leuchtet nach links. Da ist noch mehr blasses Gras. Er macht ein paar tastende Schritte dorthin, wird schneller. Ich folge ihm, dann entdecke ich die Stelle hinter den dornigen Schlehen, dort, wo der Zaun am Boden liegt. Ein Pfahl ist umgebrochen, wohl kürzlich erst. Das gesplitterte Holz ist noch ganz hell. Tierspuren haben sich vor uns in den Schnee gedrückt, hier am neuen Pfad durch den Zaun. Thursen legt den Kopf zurück und schnuppert in den Wind wie ein Tier. Ganz kurz nur, aber ich kenne ihn zu gut, um es zu übersehen. Ich versuche, auch etwas zu riechen, aber mir beißt nur die kalte Winterluft in die Nase.

Dann läuft er weiter. Leichtfüßig folgt er dem Wildwechsel über den Maschendraht. Die Gläser in seinem Rucksack klirren, er dreht sich nicht um. Ich folge, versuche, mich nicht in den Drahtmaschen zu verfangen. Er ist schon weiter, ich kann kaum etwas sehen im Dämmerlicht.

Da drängt sich Thursen zwischen die buschigen Fichten, die ihm kaum bis zur Schulter reichen. Er bückt sich und ist in dem Nadelgestrüpp verschwunden, als hätten die Bäume ihn verschluckt und mit ihm das Licht. Ich stakse hastig über die Grasbüschel, die, beschneit und vom Mondlicht beleuchtet, aus dem Boden gewachsen scheinen wie erstarrte Meeresswellen. Lasse den Blick am Boden. Ich bin so viel langsamer ohne Licht.

Höre plötzlich Thursens Schritte, schnell wie ein flüchtiges Tier. Als ich aufsehe, ist er schon direkt vor mir, leuchtet mir ins Gesicht.

«Was ist denn?» Ich kneife die Augen zusammen. Greife in die beißende Helligkeit, bekomme etwas Hartes zu fassen und reiße ihm die Lampe aus der Hand. Noch vollkommen geblendet, fühle ich, wie er mich an den Schultern packt. Ich habe die Lampe umklammert und blinzele ins schwarze Nichts. Dann endlich haben sich meine Augen gewöhnt, und ich kann wieder etwas erkennen. Thursen sehe ich als Erstes, die dunklen Augen wie Nachtschatten in seinem Gesicht. Mein Blick rutscht an ihm ab, folgt dem Taschenlampenstrahl, den ich unwillkürlich in den Wald hineinschicke. Ein paar Meter hinter ihm, unter den Tannen hervor, ragen zwei Beine. Dunkle, verdrehte Hosenbeine mit klobigen Stiefeln an den Füßen. Das war es, was er gerochen hat.

Darum sind wir hier.

Im Wald liegt ein Mensch.



RINGS UM DEN POTSDAMER PLATZ SIND DIE STRASSEN MAL WIEDER VERSTOPFT. Zwischen den Hochhäusern schiebe ich mich von Ampel zu Ampel und würde viel lieber schnell fahren. Ich liebe die Geschwindigkeit. Auf meiner Uhr verticken die Sekunden, zerfließen die Minuten. Meter um Meter krieche ich vorwärts über den von dunklem Matsch bedeckten Asphalt und bin froh, dass mein Wagen außer dem Stoffdach auch ein Klappverdeck hat. Es ist so unglaublich kalt draußen.

Dann endlich kann ich mich aus dem Autostrom ausfädeln und unter dem riesigen rot geklinkerten Gebäude in der Tiefgarage parken.

Der Fahrstuhl, der mich bis hinauf in unser Büro in der 12. Etage bringt, soll der schnellste Europas sein. Ich genieße es, in Sekunden nach oben zu sausen. Als hätte ich Flügel.

Kein Schild an der Tür zu unserem Büro, natürlich nicht. Einmal hat jemand das Bild einer Schlüsselblume angeheftet, sollte heißen: Hier residieren die, die den Schlüssel zum Himmel in Händen halten. Doch nach ein paar Wochen war es verschwunden. Wir hätten natürlich das Schild einer fiktiven Firma anbringen können. Doch das wäre genau genommen eine Lüge – und wir lügen nicht.

Meine Schritte auf dem makellos weißen Marmorfußboden hallen, denn die Wände sind bis in halbe Höhe ebenfalls marmorverkleidet und halten den Schall gefangen. Darüber

bedeckt zwischen angedeuteten Säulen feinkörniger Putz die Wände bis hinauf zur Decke.

Ich habe nur noch wenige Minuten Zeit, dann werde ich in den Konferenzraum treten und den Rat, ebenjene Bewahrer des Himmelschlüssels, in seinen Grundfesten erschüttern.

Jetzt.

Josias öffnet mir die Tür und lässt mich ein ins Allerheiligste. Dann schließt der hagere Mann mit dem schütterten Haar die Tür hinter mir.

Sie erwarten mich, sitzen im Halbkreis vor mir auf ihren samtgepolsterten Stühlen, kleine Tischchen neben sich, und sehen mich aufmerksam an.

Ich darf nicht zögern. Meinen Laptop unter dem Arm, trete ich vor die versammelten Ratsmitglieder an den Rednertisch, den sie für mich aufgebaut haben. Es dauert einen Moment, bis meine vor Aufregung zitternden Hände den Laptop gestartet und mit dem Beamer verbunden haben.

«Ich grüße den Rat des geheimen Ordens der Shinanim.» Ich verbeuge mich und verberge meine Hände für einen Moment hinter dem Rücken, damit niemand sieht, wie aufgeregt ich wirklich bin. Was jetzt kommt, wird mein Leben verändern. So oder so.

«Sei uns willkommen, Elias», antworten sie.

Sie kennen mich, haben von meinem sternschnuppengleichen Aufstieg gehört. Ich bin der jüngste Ordensführer aller Zeiten, stehe nur noch zwei Stufen unter den Ratsmitgliedern vor mir.

Der Beamer wirft die erste Abbildung an die makellos weiße Marmorwand. Dann beginne ich und lege ihnen in wenigen Worten, mit Abbildungen historischer Schriften aus unseren Archiven untermalt, dar, warum ich sie alle hier für engstirnige, langweilige Sesselhocker halte.

«Wir vom Orden Shinanim sind die Erben des Engels der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Sachiels Blut fließt durch unsere Adern, eure und meine. Wir helfen den Menschen, wenn ihnen Schreckliches widerfährt. Wir lassen sie Mitleid empfinden.» Ich nicke Sebastian zu, der für Spendenaktionen nach Naturkatastrophen zuständig ist. «Wir sorgen dafür, dass sie sich gegenseitig trösten.» Mein Blick geht zu Miriam, die entsprechend veranlagten Menschen die Ideen eingibt, Selbsthilfegruppen zu gründen. Claudia, die sich darum kümmert, dass Verbrechenopfer die richtigen Leute treffen, die sie dabei unterstützen, im Leben wieder Fuß zu fassen.

«Hier sitzen die fähigsten Leute dafür, entstandenes Unheil für die Menschen zu lindern. Doch wir haben niemanden unter uns, der es aktiv zu verhindern versucht. Ich will das tun.»

«Was willst du tun? Dafür sorgen, dass die Vulkane nicht mehr ausbrechen, und das Meer daran hindern, die Küste zu überspülen?», fragt Sebastian. Natürlich. Mit Widerspruch habe ich gerechnet.

«Ich kann wohl kaum in den großen Plan eingreifen. Das ist auch nicht mein Ziel.» Dann zeige ich die nächste Graphik. Kitsch, von mir aus. «In früheren Zeiten erzählten sich Menschen von Schutzengeln. Sie hatten Vertrauen in die Zukunft, denn sie fühlten sich behütet von solchen wie uns, die unerkannt an ihrer Seite wachten. Es wird Zeit, diese Legenden neu zu beleben. Wir haben nicht umsonst von unseren Ahnen besondere Kräfte geerbt. Doch damit geht auch eine besondere Verantwortung einher.»

«Wir sind nicht wie unsere Ahnen», unterbricht mich Claudia. «Unser Blut verwässert seit Tausenden von Jahren von Generation zu Generation. Unsere Kräfte sind nur noch ein kläglicher, armseliger Rest dessen, was die, die du Schutzengel nennst, einst besaßen.»



«Dann müssen wir wieder lernen, mit diesem kläglichen Rest umzugehen. Wir sind nicht schwach. Wir können die Menschen nicht nur vor den Folgen von Verbrechen und Unfällen schützen, sondern vor dem Unheil selbst.»

«Und wie soll das deiner Meinung nach geschehen?», fragt Josias.

Helligkeit umfließt meine Fingerspitzen, aber diesmal achte ich nicht darauf. Sollen sie doch ruhig sehen, wie ich für diese Idee brenne. «Ich werde eine neue Sparte des Ordens gründen. Hier in Berlin. Wir werden uns unter die Menschen mischen, durch die Straßen ziehen und eingreifen, wo Unrecht geschieht. Wir werden den Menschen den Frieden und das Vertrauen in die Welt zurückgeben.»